



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Spiero, Heinrich: Literarische Rundschau

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wenig ins Gewicht fallen. Wir beglückwünschen ihn aber namentlich zu dem Gedanken, der ihn das schön ausgestattete, bei Boeschel und Trepte gedruckte Buch schaffen hieß. Da es vieles bringt, wird es jedem etwas bringen, und niemand kann diese Sammlung intimer, niemals für den Druck bestimmter Dokumente unbefriedigt aus der Hand legen.

Werner Deetjen



Literarische Rundschau



wei wahrre Poeten hatten wir in den letzten Wochen als Tote zu beklagen: den bei Berlin heimisch gewordenen Mecklenburger Heinrich Seidel und den Österreicher F. F. David. Aus den Nekrologen, die ihnen ertönen, war eine für unser literarisches Leben erfreuliche Tatsache zu entnehmen: man wirft nicht mehr so viel mit Schlagwörtern um sich wie früher; man hat keinen Grund mehr, sich über verschiedene „Richtungen“ und „Bewegungen“ aufzuregen, ist des langen Saders müde und beginnt sich mit der Versenkung in den Einzelnen und seine Werke an sich lieber zu befassen als mit dem Streit und der Abgrenzungssucht früherer Tage. Darüber geht denn auch das Schlagwort von der Heimatkunst zu Grabe, und ich bin dessen froh. Denn (ich habe das in diesen Blättern schon ausgesprochen) kein andres hat so irreführend gewirkt, keins war so überflüssig und hat der niemals goldnen Mittelmäßigkeit so viel Siege ersechten helfen wie dies. Mit Recht hat sich Adolf Bartels dagegen gewehrt, daß man ihm zuschob, er habe die Heimatkunst als die Erlösung und das Ziel der neusten deutschen Dichtung erstrebt und gepriesen; er hat vielmehr immer große Kunst im Anschluß an die Realisten der fünfziger und sechziger Jahre gewollt. Aber die unheilvolle Macht des Schlagworts hat er in der Tat auch an sich erfahren. Gerade die Kunst, richtig zu gruppieren — sonst seine stärkste Seite —, versagt ihm in diesem Umkreis, und er wird die betreffenden Seiten seiner Literaturgeschichte einmal umarbeiten und die nach seinem eignen Zugeständnis technisch (ich würde sagen: ästhetisch) oft weit auseinander stehenden „Heimatkünstler“ zum großen Teil anders zusammenstellen und unterbringen müssen.

Warum hat dieser Ruf „Heimatkunst“ so verwirrend gewirkt, viel verwirrender als der Naturalismus? Aus verschiedenen Gründen. Der Naturalismus — um den Vergleich durchzuführen — war eine klare und neue Bewegung. Es hatte hie und da schon früher seit dem „Sturm und Drang“ naturalistische Ansätze in Deutschland gegeben, aber doch wohl nur einen naturalistischen Dichter von Bedeutung, nämlich Jeremias Gotthelf, und der war (und ist) der Nation noch nicht zum Bewußtsein gekommen. Sonst hatten wir in der naturalistischen Bewegung wirklich, nach Fontanes Wort, „im eigentlichen

Sinne Neuland". Anders die „Heimatkunst". Sie hatte es immer und inner- halb aller literarischen Lager gegeben. Von den Mitgliedern der Christlich- Deutschen Tischgesellschaft bis zu denen des Vereins „Durch", der drei Menschen- alter später in demselben Berlin junge Schriftsteller vereinte, finden wir immer wieder Dichter, die ihrer Werke innersten Gehalt und tiefste Stimmung dem Zusammenhang mit dem Boden der engern Heimat und dem Zusammenklang mit ihrem Volkstum danken, denn so und nicht allein in der Darstellung des geschlossenen heimatischen Schauplatzes wird die Heimatkunst zu definieren sein. Die Bewegung aber hatte weder ästhetische noch überhaupt andre als geo- graphische Grenzen. Man warf schließlich alles in einen Topf, und als gar der „Sörn Uhl" erschienen war und den unerhörten Erfolg gehabt hatte, brauchte jemand nur irgendeinen maritthhaften Bauernjungen recht breit auszumalen und konnte als achtbarer Heimatkünstler gelten. Der ganze Vorgang erinnerte in geradezu amüsanter Weise an die Erscheinungen, die der Erfolg Auerbachs her- vorrief, eines Dichters, den man merkwürdigerweise unter den geistigen Nähr- vätern Trenssens meist übersehen hat. „Zahlreiche Nachahmer, berichtet Treitschke (Deutsche Geschichte V, S. 386), die sehr bald in Manier verfielen, bemächtigten sich sogleich der neu entdeckten Dorfwelt; aus allen dunkeln Winkeln deutscher Erde, aus Oberschlesien und aus dem Ries, stieg in den nächsten zehn Jahren ein Geschlecht von Tölpeln und Kügeln empor, und je roher, je plumper diese Bauern es trieben, desto lauter wurden sie bewundert als aus dem Leben ge- griffne Gestalten, desto lebhafter reizten sie das stoffliche, ethnographische Interesse der Lesewelt." Nur daß diesmal die von Treitschke für jene Periode festgestellten guten Wirkungen fast völlig ausblieben. Denn was heute im Roman und der Novelle frisch, echt und zukunftskräftig erscheint, ist nicht von dieser Heimat- kunst, sondern wirklich von den nie genug gepriesenen Meistern des silbernen Zeitalters, von Ludwig, Raabe, Keller, Heyse und andern ihrer Altersgenossen ausgegangen. Schließlich aber, und das war vielleicht das am meisten Be- zeichnende, ist das beste Buch neuerer Heimatkunst geschrieben worden, ehe man an die neue Tendenz dachte, mitten in den Anfängen des Naturalismus. Es hieß „Frau Sorge", fand noch Gustav Freytags bewunderndes Verständnis und stammte von Hermann Sudermann.

Gerade in der Heimatkunst, die doch nach dem Lärm die Stille bedeuten sollte, hat man uns mit wahren Rorybantengeschrei die Ohren taub gemacht — ob der Sang von Berlin oder von wo anders ausging, bleibt für unser Trommelfell gleich. Nun sich die Wasser verlaufen haben, ist es nicht allzu viel, was standhält und bleibt. Zu diesem Wenigen rechne ich vor andern die Erzählungen des Schleswig-Holsteiners Timm Kröger. Timm Kröger ge- hört zu den ganz seltenen Naturen, die keine Zeile schreiben können, die nicht poetische Stimmung gibt, weil jedes Wort poetischer Stimmung entspringt. Und diese Stimmung ist bei ihm gekettet an den Mutterboden Holsteins. „Heimkehr" nennt er ein neu erschienenes Skizzenbuch (Hamburg, Alfred Janffen),

und so könnte der schon in Jahren stehende eigentlich sein ganzes Lebenswerk benamen. Die zarte Unaufdringlichkeit und dabei die volle Gegenständlichkeit seiner Darstellung sind Kröger auch in diesem Bande treu geblieben. Diese „Skizzen aus einem Leben“ geben wirkliches Leben, das immer wieder an der Brust der Natur ruht und deshalb immer blutvoll, nie papieren vor uns seine Straße geht. Man möchte die Feinheit dieser Stimmungen nicht durch rauhes Befassen stören, nicht durch zu viel Zerlegung den Eindruck beeinträchtigen der oft durch bloße Andeutung, wie durch einen leisen Stoß mit dem Finger heraufgezaubert wird. Wie erlebt Kröger die Natur! Wie weiß seine merkwürdige Sprache — bald fließend, bald gehackt — ihr nachzukommen! Und wenn die Kreatur oder das Hausgerät an der Unterhaltung teilnehmen, wirds gar warm und heimelig (in der alten, verkannten Bedeutung des Worts). In der Dämmerstunde sollte man Kröger lesen und lange Pausen nach jedem Abschnitt machen und aus dem runden Lichtkreis der Lampe nachdenklich ins Halbdunkel schauen.

Ein sehr viel unruhigeres Temperament und sehr viel ungeduldigere Nerven offenbart Krögers jüngere Landsgenossin Helene Voigt-Diederichs in ihrem mit Recht preisgekrönten Roman „Dreiviertel Stund vor Tag“ (Jena und Leipzig, Eugen Diederichs). „Roman aus dem niedersächsischen Volksleben“ lautet — wieder mit einer Konzession an die Heimatkunst — der Untertitel, trifft aber nicht den Kern der Nuß. Denn dieses Werk einer feinen, nachdenklichen und suchsamen Frau ist die psychologische Darstellung einer spröden, sehnsüchtig nach Wärme und Liebe flatternden Mädchennatur, die von ihrer niedersächsischen Umgebung genug mitbekommen hat, aber auch in einem weitem Kreise als poetische Gestalt ihr berechtigtes Dasein führen würde. Ich bitte, mich nicht mißzuverstehn. Ich weiß sehr gut, daß jeder Mensch ein Glied seines Volkes und dadurch in vielem bestimmt (die Mode sagt: bedingt) ist. Aber es gibt Menschen, im Leben so gut wie in der Kunst, die völlig in der Eigenart des engern Stammes stecken bleiben und ohne sie nicht verständlich sind, und andre, die, ohne deshalb Luftwurzeln zu haben, die Stammesart nur wie einen aparten Faltenwurf noch unbewußt mitführen, sonst aber ganz in großen Charakter der Nation aufgegangen sind. Beispielsmäßig zu sprechen, erscheint Uhland immer als Schwabe gegen Schiller, Klaus Groth als Schleswig-Holsteiner im spezifischen Sinne gegenüber Hebbel, bei dem die dithmarsischen Elemente herausgeholt werden können, aber nicht Maßstab sind. So sind auch zum Beispiel Timm Krögers Gestalten nur in Holstein denkbar, die Karen Nebendahl in dem Roman der Frau Voigt-Diederichs nicht. Sie hat eine nahe Verwandte in Carl Hauptmanns „Mathilde“, über die ich hier (in Heft 30) gesprochen habe. Die Geschichte einer im Grunde einsamen Seele wird entrollt, die Traum und Phantasie über die Enge ihrer Lage hinausführen, und die erst ein wärmeres Genügen lernt, als Mutterhoffnung sie neue Welten ahnen läßt. Wie Karens Haut weißer ist als die ihrer arbeitschweren Landsleute, so ist ihr

Empfinden zugänglicher für jeden Eindruck, verletzbar und rasch hingegeben, dann wieder jäh zurückzuckend und scheu in Abwehr und Ahnung. Fein und zart, in deutlich von Frauenhand entworfenen Zügen, ist das Bild gemalt. Besonders hübsch ist es, wie die um Karen lebenden Menschen uns alle unvermerkt doppelt gezeichnet werden: einmal in ihrem alltäglichen Gebaren und dann so, wie Karens Augen sie in sich aufnehmen.

Wir müssen noch ein wenig in Schleswig-Holstein bleiben. Denn diese Niedersachsen zwischen Nord- und Ostsee samt ihren hanseatischen Nachbarn beginnen den Schwaben und den Ostpreußen Konkurrenz zu machen. Sie haben uns nicht nur in Hebbel den größten Dichter des Jahrhunderts gegeben, sondern, insbesondere seit Storm, begonnen, unser literarisches Leben mehr und mehr zu beherrschen. Biliencron, Falke, Kröger, Jensen, Heiberg, Frenssen, D. Ernst, die Brüder Mann, Ilse Frapan, Adalbert Meinhardt, Helene Voigt-Diederichs, Bartels — es ist eine stattliche Reihe Lebender, die sich noch vermehren läßt, und an der man in neue die ganze deutsche Dichtung der Gegenwart studieren kann von den Münchnern bis zum Naturalismus und vom derben Bühnenstück und dem Unterhaltungsroman bis zur stärksten und zur zartesten Lyrik. Charlotte Niese hebt sich durch die Ernsthaftigkeit ihres schriftstellerischen Charakters und die Gewähltheit ihres Stils unter Talenten gleichen Umfangs innerhalb und außerhalb ihrer Heimat ab. Sie hat Bücher geschrieben, die über das Niveau guter Unterhaltungslektüre nicht hinaufreichen, und andre, die, romanhafter Zutaten enttastend, hohen künstlerischen Ansprüchen genügen. Mit großer Feinheit wußte sie in „Vergangenheit“ die Emigrantenzzeit, in „Aus dänischer Zeit“ ihre Kindheit darzustellen, und insbesondere in jenem Roman sind die einzelnen Gestalten, zum Beispiel Frau von Genlis, anschaulich und lebendig geworden. Charlotte Nieses neues Werk „Auf Sandbergshof“ (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) gehört wieder mehr in die erste Reihe ihrer Bücher. Es ist gute und reine Unterhaltungsliteratur. Die Entwicklungen knüpfen und lösen sich etwas zu rasch, die Charaktere werden nicht recht vertieft — aber ein freundliches Bild schleswigschen Landlebens zieht vorüber. Merkwürdig bleibt, und ich habe es schon an anderer Stelle hervorheben müssen, daß dieser in ihrer Ausdrucksweise so natürlichen und so klugen Schriftstellerin die scharfe und klare Umgrenzung von Charakteren so sehr viel besser gelingt, wenn sie, wie eben in der prächtigen „Vergangenheit“ oder in dem Buch aus der Kindheit, in die Geschichte des Landes oder in die eigne Erinnerung hinabsteigt, als wenn sie Bilder der uns umrauschenden Gegenwart gibt.

Auch Georg Freiherr von Ompteda hat mit seinen beiden eben herausgekommenen Romanen „Normalmensch“ und „Ein Glücksjunge“ (beide bei Egon Fleischel und Co. in Berlin) zwei Unterhaltungsbücher geschrieben, die nur in der Stoffwahl und der Tendenz den Verfasser des „Sylvesters von Geyer“ und des Adelsbuchs „Elyen“, nirgends aber den feinen Psychologen des „Zeremonienmeisters“ oder der „Heimat des Herzens“ verraten. Stoff und

Tendenz gibt wieder der Offizier Dmpteda: Pflichttreue und Glück im kleinen Kreise und seiner Arbeit. Aber es fehlt hier die Ausrichtung auf das Ganze, der Blick ins Weite, die den „Geyer“ und „Eysen“ auszeichnen, es fehlt auch den Persönlichkeiten jene Wärme, die den armen Sylvester oder die liebeliche Simone in der „Heimat des Herzens“ umstrahlen und unvergeßlich machen. Man befindet sich mit diesen Normalmenschen und dem Glückszungen in guter Gesellschaft, vergißt aber nie das Gesellschaftliche über dem Menschlichen und nimmt von den Persönlichkeiten mit demselben nicht nachhaltigen Gefühl guter Unterhaltung Abschied wie von den Teilnehmern eines angeregten, aber durch keine überragende Gestalt ausgezeichneten Zusammenseins beim Glase Wein und der Zigarre.

Tiefer geht Julius K. Haarhaus, der den Liebhabern seines „Marquis von Marigny“, zu denen ich mich von Herzen rechne, mit seinem neuen Buch eine freudige Überraschung bereitet hat. Es heißt: „Unter dem Krummstab. Rheinische Novellen“ (Leipzig, Fr. Wilt. Grunow). Nach dem „Marquis von Marigny“, der mit seinem leichten Humor so wohligh hinerzählt ist, war ich mir über Haarhaus schriftstellerisches Wesen nicht ganz klar. Freilich bot jenes Buch auch weniger Handhaben. Jetzt weiß ich, wohin er zu rechnen ist: zu jenen Künstlern, die nach Art Hans Hoffmanns das Kleine lieben, ohne kleinlich zu werden, die aus der Vergangenheit gern allerlei Humor herausholen, ohne des Großen und Ernstes zu vergessen. Haarhaus macht es sich nicht leicht und geht (wie bei der Schilderung der roten Nell im „Mönch von Weinfelden“) ruhig bis zum letzten. Aber immer wieder kommt der Humor zu seinem Rechte, der dann, zum Beispiel im „Bopparder Krieg“, auch wieder einmal herrschen darf. War im „Marquis von Marigny“ alles breit und läßlich gefaßt, so erweist hier, im „Mönch von Weinfelden“ vor allem, Haarhaus seine Kunst der Knappheit — beides dem Stil und dem Stoff seiner jeweiligen Wahl durchaus gemäß. Gemeinsam ist beiden Büchern die Leichtigkeit, mit der Haarhaus das geschichtliche Milieu zeichnet — echt und natürlich, aber ohne archäologische und kostümhistorische Schnörkel. So konnte ihm denn auch gelingen, in durchaus wahr anmutendem Ton und Stil die Geschichte der „St. Michaelskinder“ durch einen Stadtschreiber des Jahres 1552 aufzeichnen zu lassen. Über dem ganzen Buch liegt viel Sonne und Liebe, es ist nichts verkrizelt und nichts verzogen, und — es ist nirgends langweilig, was im Zeitalter des Entwicklungsromans auch einmal extra hervorgehoben werden darf.

Von ähnlicher Kurzweiligkeit, aber für mein Empfinden nicht von gleich starker Natürlichkeit sind die Skizzen, die Anna Croissant-Rust unter dem Titel: „Aus unseres Herrgotts Tiergarten. Geschichten von sonderbaren Menschen und verwunderlichem Getier“ gesammelt hat (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt). Anna Croissant-Rust stellt uns darin allerlei seltsames Volk aus ihrer oberpfälzischen Heimat vor. Armenhäusler und wunderliche Junggesellen, Stammtischgäste und Haustyrannen — kurz der ganze Mikrokosmos einer Kleinstadt

lebt hier. Manche Porträts sind vorzüglich; wer könnte, ohne eigener Erfahrungen zu gedenken, von dem Herrn Buchhalter lesen, der mit Pascharecht an der Wirtstafel herrscht, oder von dem k. k. Kontrolleur, der mit Beamtenmiene und Geschäftswürde von Kneipe zu Kneipe wandert. Aber andres, zum Beispiel gleich in den ersten Geschichten, ist forciert. Anna Croissant-Rust wartet nicht immer, bis der Humor zu ihr kommt, sondern holt ihn gelegentlich an den Haaren herbei, wodurch seine Züge an Harmonie nicht gewinnen. „Spassetteln“ nennt wohl der Österreicher diese Art der Erzählung, die man sich ja, wenn sie wieder anspruchslos auftritt, gern gefallen läßt.

„Menschen, die den Weg verloren“ (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow) nennt Wilhelm Speck sein neues Buch, das im Grunde kein neues ist. Denn die erste Novelle „Die Flüchtlinge“ ist ein wenig veränderter Abdruck der ersten, 1894 erschienenen Auflage, und auch die zweite Gabe, „Ursula“, ist älterer Herkunft als die „Zwei Seelen“, erscheint nur zum Teil neu gewandt. So darf ich mich vielleicht für die „Fluchtlinge“ mit einem Satze der Charakteristik begnügen, den ich ihnen früher an anderer Stelle gewidmet habe: der Hergang ist mit einer rührenden Schlichtheit erzählt, die immer wieder zu Tiefen führt. „Ursula“ aber, die zum erstenmal und in langer Arbeit verändert in Buchform vorliegt, verlangt mehr und will bewertet sein wie etwas neues. Das ist kein Vorteil für Wilhelm Speck und seinen Beurteiler. Denn die „Zwei Seelen“ liegen nun einmal zwischen der Entstehung der „Ursula“ und ihrer jetzigen Herausgabe. Wer ein so ragendes Meisterwerk geschaffen hat, setzt sich selbst das Maß, an dem frühere Dichtungen zu messen ein eignes Ding ist. Und in diese Höhe kann nun „Ursula“ nach Anlage und Ausbau nicht emporreichen. Schöpste Speck dort aus der Fülle eines ganzen, zwischen heilvollen und unheilvollen Mächten hin und her geworfnen Lebens, das sich schließlich zu dem Licht der Gipfel durchrang — so gibt er hier eine bei allem seelischen Reichthum doch kleinere Gestalt, die im schmälern Rahmen und ohne die tief nachhallende Bedeutung jenes Romans ihre Läuterung aus Scham und Schmach zu Licht und Mut erleben soll. Speck gehört zu den Naturen, die sich und ihren Gestalten nichts erlassen. In den „Zwei Seelen“ mußte das so sein, und gerade die Herbhheit, mit der bis zum Letzten keiner Entscheidung ausgebogen wurde, zeigte sofort die Spur des echten Poeten, den nicht nur sein Stoff packt, sondern der ihn auch packt und hält. Hier, in der „Ursula“, ist die Heldin selbst mit viel leichterm Stift in graziösen Linien gezogen. Und der feinere Beobachter wird nachempfinden können, wie sehr Speck mit sich gerungen hat, um den Schatten, der über ihr liegt, nicht so stark zu machen, daß die sonnige Lösung am Schluß unglaublich würdig erscheine. Ganz ist es doch nicht zusammengegangen. Leise mit ordnender Hand wird der Dichter noch einmal zugreifen müssen. Um eine Nuance — und Speck ist geradezu ein Meister der Nuance — wird die Erinnerung an den Schreckenstag ihres Lebens in Ursula abgeschwächt werden müssen; dann werden wir bis zur Enthüllung eine richtigere Vorstellung dessen haben,

was man ihr und sie sich angetan hat, und sie wird noch um einen Grad innerer Vorbereitung reicher in das neue Leben hineinschreiten. Was in „Ursula“ besonders köstlich geworden ist, sind die Naturschilderungen. Schöner hat kaum je ein deutscher Novellist den Wald geschildert, weil kaum einer ihn inniger in sich aufgenommen hat. „Hier und da ragte aus dem in grünen Wellen aufschwellenden Meer des sanft rauschenden Waldes ein einzelner Baum hervor, der dann in vollem Licht schimmerte, oder die Bäume standen verstreut über eine Hochfläche hin und bauten mit ihren überhängenden Ästen Fenster und Tore, hinter denen eine neue beglänzte Ferne aufging.“ Das ist eine von vielen Stellen, eine jener Stellen zugleich, an denen ich im Gegensatz zu dem oben Gesagten geneigt wäre, ein Mehr zu konstatieren gegenüber den „Zwei Seelen“. Die Natur spielte auch da mit, aber hier, in „Ursula“ wird sie geradezu zum mitatmenden Wesen. Alle Entscheidungen, jedes letzte Wort fallen draußen unter Gottes Himmel, und ohne daß je eine Silbe zuviel gesagt würde, erleben wir das Pochen und Wirken der Naturkräfte bis zur Erschütterung innerlich mit. Speck gehört nicht zu den raschen Arbeitern, die jährlich ihr Buch hinauswerfen. „Was wird, wird still“ — er weiß es am besten, und wir, die wir dieser Weisheit Früchte dankbar genießen, warten nun mit Freuden seinem nächsten Werk entgegen.

Zum Schluß muß ich noch einmal nach Schleswig-Holstein zurückwandern. Zwei eben erst ihrer Kraft sich bewußt gewordne Talente, Dora und Claudine Staaß, treten, eingeführt von Timm Kröger, zum erstenmal vor das deutsche Publikum, beide mit Prosaskizzen. Das Buch von Dora Staaß heißt „Gewitter“ (Glückstadt, Max Hansen) und gibt eine Reihe von Katastrophen, bei denen oft ein seelischer Umschwung oder Ausklang mit einer Erschütterung der Natur parallel geht. Ohne Gewalttätigkeit, mit natürlicher Echtheit ist das fast überall gelungen. Menschen sprechen immer wieder zu uns, wirkliche Menschen. Und ganz dasselbe gilt von dem warmen und lebensvollen Ton, in dem Claudine Staaß ihre „Melodien der Liebe“ (ebenda) klingen läßt. Vielleicht ist hier die Sprache nicht überall gleichmäßig durchgearbeitet — der Ausdruck der direkten Rede wird Claudine Staaß anscheinend schwerer als der Schwester. Sie geht auch nicht so sehr aufs konkrete Erzählen aus, sondern möchte darüber hinaus etwas Allgemeingiltiges sagen, das wenigstens angedeutet wird. Jedenfalls beweisen beide, was freilich — ich sagte es ja schon — heute nicht mehr bewiesen zu werden braucht, daß nämlich das Wort: Frisia non cantitat in hohem Alter sanft entschlafen ist.

Heinrich Spiero

